Nr. 29 — Leipzig, den 10. Juli — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Nur in Christus ist das Heil — Seneka und das Urchristentum. 3. Senekas Charakter; 4. Die Legende und die Geschichte — Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. 2 — Kiellands Novelletten — Bilder aus dem kirchlichen Leben Finnlands. 1 — Czernilow und die alte Brüderkirche — Von der Heidenmission: Missionsliteratur; Missionsschiff; Ein Missionsverein für Kamerun

Nur in Christus ist das Heil*)

Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. (Apostelgesch. 4, 12.)

Der höchste Vorzug des Menschen ist die Religion. Sie ist das Band, welches den Menschen mit Gott verbindet. Die erste und wichtigste Frage in der Religion ist daher immer die Frage nach Gott. Jesus stellt keine gelehrten Untersuchungen über Gott an. Er mischt sich nicht in den Streit der Philosophen und Naturforscher über Gott. Was er über Gott mitteilt, das ist der Ausdruck des reinen Menschenherzens, des frommen, kindlichen Gemüts. Der Verstand der Verständigsten kann das nicht umstoßen, was Jesus in seiner unvergleichlichen Seelen-Hoheit und Reinheit fühlt und in die Worte faßt: Gott ist der Geist, und: Gott ist die Liebe. Hierfür bringt Jesus Nachweise, die unmittelbar einleuchten und darum keiner weitern Begründung bedürfen. Fragen wir ängstlich, ob die Welt auch uns die Mittel biete, unsre Bestimmung zu erreichen und unser Heil darin zu finden, so weist uns Jesus auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde hin und fragt uns: Ihr Kleingläubigen, seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Zweifeln wir, ob dasjenige, was nach der Ordnung der Welt uns zufällt in Freude und Leid, auch gut für uns sei, so macht er uns darauf aufmerksam, daß, wenn schon die Menschen, die doch arg sind, ihren Kindern gute Gaben geben können, um so viel mehr unser Vater im Himmel Gutes gebe denen, die ihn bitten. Ist uns bange, ob uns, wenn wir aus dem Geleise der göttlichen Ordnung gewichen waren und dann reuig in dasselbe wieder einlenken, der Friede, die Vergebung, die Versöhnung noch erreichbar sei, so erzählt uns Jesus das Gleichnis vom verlornen Sohn, den der Vater nach der Um- und Rückkehr schweigend in die Arme schließt und küßt und ihm ein Freudenmahl veranstaltet. Der beste Beweis aber für die Wahrheit und Richtigkeit der Lehre Jesu von Gott ist der Beweis aus der eignen Erfahrung: So jemand den Willen dessen thut, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre aus Gott sei oder ob ich von mir selbst rede.

Gott ist Geist — lehrt Christus. In ihm leben, weben und sind wir, in ihm, der in unendlichem Schaffen von Jahrtausend zu Jahrtausend sein Dasein kund giebt, in ihm, dem alles Leben entquillt, in dem die Gesetze ruhen, die der Welten Bahnen lenken. Kein Gedanke vermag die Größe und Tiefe und Fülle seines Wesens auszudenken, zu fassen ihn, den ewigen Geist. Gott ist die Liebe — lehrt Jesus weiter. Aus Liebe schuf Gott die Welt. Aus Liebe schuf er allenthalben Leben in ihr. Aus Liebe gab er auch uns das Leben und in ihm den seligen Beruf zur Liebe. Darum stimmen wir gern ein in das Loblied des Dichters, der da singt:

„Gott ist die Liebe! Jauchzt, ihr Morgensterne!
Frohlockt, ihr Weltenheer', in hoher Ferne!
Ihr schnellen Winde, reget eure Flügel!
Erklingt, ihr Berge, Thäler, Au'n und Hügel!
Gott ist die Liebe!
Gott ist die Liebe! Mag sein Donner brüllen
Und schwarze Nacht sein flammend Zelt umhüllen;
Mag auch der Erde tiefster Grund erbeben
Und schäumend sich das Meer gen Himmel heben:
Gott ist die Liebe!“

Wollen wir erproben, ob Jesus Recht hat, wenn er Gott den Geist und die Liebe nennt, so müssen wir leben im Geiste wie er, und lieben wie er; dann werden wir nicht länger daran zweifeln, daß dies das Höchste ist, was der menschliche Geist von Gott fassen und das menschliche Herz an Gott haben kann.

Zu diesem Gott des Geistes und der Liebe, den uns Jesus offenbart hat, hat er uns auch den rechten Weg gezeigt, indem er ihn voranging. Darum ist er unser Heiland und nur in ihm das Heil, der Inbegriff aller Glückseligkeit. Wenn Gott Geist ist, so können wir Menschen nur dadurch zu ihm kommen, daß wir auch Geist werden. Werdet Geist! — so lautet der Ruf der Buße, mit welchem Christus sein Himmelreich ankündigte. Werdet Geist, das heißt: reißt das Auge aus, das euch ärgert; haut die Hand ab, die euch Anstoß giebt. Es ist besser, einäugig und einhändig im Himmel, als mit zwei Augen und zwei Händen in der Hölle. Ohne Bild gesprochen: Entsaget sinnlichen Genüssen, welche die Reinheit und die Ruhe der Seele euch rauben. Im Genuß solcher irdischen Freuden ist das Heil nicht! Werdet Geist, das heißt: Suchet das Heil nicht im Mammon. Der Reichtum als solcher macht niemals glücklich. Das erfuhr schon Krösus, den alle seine Schätze nicht vor dem Besteigen des Scheiterhaufens bewahrt haben. Die düstere Sorge schleicht auch über Marmorstufen in glänzende Paläste und setzt sich hinter den schmucken Reiter. Gar oft ist der Reichtum — der Fluch des Hauses. Wahrhaftig, im Reichtum ist das Heil nicht. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Darum ruft Jesus allen seinen Anhängern zu: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen,“ — was ihr nämlich an Gütern dieser Erde, an täglichem Brote zum Leben braucht.

Wenn Gott die Liebe ist, so können wir Menschen nur dadurch zu ihm kommen, daß wir lieben. Wenn wir Gott lieben, so ist Gott in uns und wir sind in Gott.

Aufgewachsen unter einem Volke, das, wie kein andres, die Frömmigkeit in äußerm Thun aufgehen ließ und die Religion in eine unendliche Kette von willkürlichen Satzungen und Uebungen verwandelte, erklärt Jesus die Liebe für das Hauptgebot in der Religion, ja für die Religion selbst. Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr! Du sollst lieben Gott, deinen Herren, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und aus allen deinen Kräften, das ist das vornehmste Gebot. Das zweite aber ist dieses: Du sollst deinen

*) Diese und die nächstfolgende Schriftbetrachtung werden die Leser mit dem Herausgeber umso lieber begrüßen, als sie von einem siebenbürgischen Theologen stammen. Möge unser Blatt immer mehr zu einem Bande werden, das auch die fernen Brüder verbindet.

Nächsten lieben wie dich selbst. Es ist kein andres Gebot größer als dieses. Darin hangt das ganze Gesetz und die Propheten. Mit andern Worten: Das ist die ganze Religion Jesu. Sie ist frei von allen Menschensatzungen und willkürlichen Bürden, und daher fähig und bestimmt, Gemeingut aller Menschen zu werden. Sie ist die Religion der Geistesmenschen, die das Gute thun, weil es gut ist, und keine andern Beweggründe zum Gutsein bedürfen, als der Schönheit des Gutseins halber. Jesus, der es für seine Speise erklärte, zu thun den Willen seines himmlischen Vaters, der in aufopfernder Liebe sein Leben hingab für die Brüder, er ist durch seine Lehre und noch mehr durch sein Leben der Heiland der Menschen geworden. Nur in ihm ist das Heil; er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; er führt uns zu Gott, unserm himmlischen Vater.

Aus irdischem Getümmel,
Wo Glück und Lust vergeht,
Wer zeigt den Weg zum Himmel,
Dahin die Hoffnung steht?
Wer leitet unser Streben,
Wenn es das Ziel vergißt?
Wer führt durch's trübe Leben?
Der Weg ist Jesus Christ!

Wenn Irrtum uns befangen,
Kein Strahl die Nacht durchbricht,
Wie mögen wir gelangen
Zu der Erkenntnis Licht?
Von oben kommt die Klarheit,
Die alles uns erhellt,
Denn Christus ist die Wahrheit,
Er ist das Licht der Welt.

Wer schenkt in Not und Leiden,
Wenn bang das Herz verzagt,
Die Hoffnung ew'ger Freuden,
Daß einst der Morgen tagt?
Wer stillt der Seele Beben?
Gewährt im Tode Ruh?
Heil! Christus ist das Leben,
Führt uns dem Vater zu!

H N

Seneka und das Urchristentum

3. Senekas Charakter

Man kann ohne Zweifel behaupten, daß es in der Welt viel besser aussehen würde, wenn alle Menschen die Begriffe von Moral, die schönen Worte, die sie im Munde führen, in ihrer Lebensführung bewahrheiten würden. Man darf aber eben so gewiß sagen, daß sich diese beiden Seiten der Sache nur in sehr seltenen Fällen decken und daß die Handlungen weitaus der meisten Menschen hinter ihren Worten zurückbleiben. Freilich wird man nicht leicht ein Beispiel finden, in welchem Theorie und Praxis soweit auseinandergehen, als bei unserm Philosophen Seneka. Seine Schriften moralischen Inhalts gehören zu den schönsten, die je geschrieben wurden; sie sind so rein und hoch gehalten, daß man begreifen kann, wie die edelsten Geister späterer Jahrhunderte sich wahrhaft an ihnen haben erbauen können. Da erscheint denn die Behauptung fast paradox, daß derselbe Mann uns aus der Geschichte bekannt ist als ein verächtlicher Charakter, der in der Hofgeschichte von Rom eine sehr zweifelhafte Rolle spielt und mehrfach Handlungen seine Zustimmung gegeben oder sie gar mit ausgeführt hat, die ihn, wenn er seine Moralaufsätze schrieb, hätten erröten lassen müssen. Darum haben sich manche Historiker veranlaßt gesehen, ein möglichst hartes Urteil über unsern Philosophen zu fällen. Je schwungvoller er von den höchsten Ideen zu reden weiß, umsomehr hielt man sich für berechtigt, die innere Verkommenheit zu tadeln, die ihm trotzdem im Leben eigen gewesen sei. Ich weiß nicht, ob solches Urteil nicht doch zu streng ist. Es zieht ohne Zweifel zu wenig die realen Verhältnisse in Betracht, unter denen der Mann lebte und die derart waren, daß ein großer Charakter dazu gehört hätte, allen Anfechtungen und Versuchungen zu widerstehen, davon gar nicht zu reden, daß er solchen Widerstand sehr früh mit dem Tode gebüßt haben würde. Ein Charakter aber war Seneka sicher nicht. Wir besitzen Beweise genug dafür, daß er ein demütig unterwürfiger Höfling war, so gut und so schlecht wie die andern auch, welche Neros Umgebung bildeten. Wagte man doch in der Nähe dieses Scheusals kaum frei zu atmen, geschweige denn eigne Anschauungen zu äußern oder für sie einzutreten. Zu hohem Alter brachten es nur die wenigsten, und um dahin zu gelangen, mußte man es machen, wie Seneka selbst, der die Frage danach mit folgenden Worten beantwortete: „Dadurch, daß ich Beleidigungen annahm und noch meinen Dank dafür abstattete." Er selbst wußte sehr wohl, daß aus der unwürdigen Stellung, in der er sich wie alle andern befand, es nur einen Ausweg gegeben hätte, den Tod, und der stoische Philosoph hing doch zu sehr am Leben, um diesen zu wählen, bevor es unbedingt notwendig war. Und schließlich, wenn er sich in die Verhältnisse schickte, weil er mußte, wenn er mit den Wölfen heulte, was befolgte er anders als seinen eignen Ausspruch: „Der Weise wird manchmal etwas thun, was er selbst nicht gut heißen kann; den edlen Charakter wird er zwar nie verleugnen, wohl aber sich in die Zeit schicken." Wenn freilich die Zeiten so beschaffen waren wie unter Nero, so gehörte ein andrer Mann dazu als Seneka, den edlen Charakter dauernd zu bewahren.

Man braucht durchaus nicht alles Geklatsch zu glauben, das über die Brüchigkeit auch seiner Tugend im Schwange war, man mag ihn von der Mitschuld an der Ermordung der Agrippina, der Mutter Neros, und mancher andern Unthat freizusprechen geneigt sein, man mag die Frivolität, die aus der Spottschrift über den verstorbenen Claudius spricht, durch die Entschuldigung abmildern, daß dieselbe von den trauernden Hinterbliebenen bestellt worden sei, „wahrscheinlich zu ihrer Erheiterung im vertraulichen Cercle" (!Kreyher S. 14); es bleibt noch genug übrig, was den Philosophen belastet und ihn der Anklage auf Charakterlosigkeit und innere Unwahrheit aussetzt. Man kann ihn nicht besser charakterisiren, als er selbst es in folgenden Worten gethan hat: „Von der Tugend rede ich, nicht von mir, und wenn ich auf die Laster schelte, schelte ich am ersten auf die meinigen. Eure in tiefes Gift getauchte Gesinnung soll mich nicht abhalten, ein Leben zu preisen, nicht wie ich es führe, sondern wie ich überzeugt bin, daß es geführt werden müsse, soll mich nicht hindern, die Tugend anzubeten und von meinem mächtigen Abstande mit wankendem Schritte ihr nachzutreten."

In diesen Worten liegt der Schlüssel für die scheinbar rätselhafte Thatsache, daß die eigne Lebensführung des Mannes, aus dessen Feder die herrlichsten Worte über Tugend und ein würdiges Leben stammen, einen „so mächtigen Abstand" von seinen Lehren aufweist. Man thut sicher Unrecht, wenn man die stoischen Tugendlehren mit ihren übertriebenen Forderungen, ihren gedunsenen Phrasen und erlogenen Gefühlen (Hausrath) dafür verantwortlich machen will, daß die wirkliche Lebensführung derjenigen, die sich in der Theorie darnach richteten, so oft in grellem Gegensatz dazu standen. Solche „übertriebenen Forderungen" sind im Grunde jedem „System der Ethik," auch dem christlichen, eigen. Aber diese Philosophen waren nicht imstande, der heidnischen Gesellschaft, zu der sie sprachen, ihre schönen Lehren einzuprägen, das moralische Ideal, das ihnen vorschwebte, zu verwirklichen: denn sie gehörten selbst zu dieser Gesellschaft und waren in sie verstrickt. Erst das Christentum war es, das dieses Ideal in Leben umsetzte und, in ständigem Kampfe mit dieser Gesellschaft, sie von unten auf zu reformiren suchte.

4. Die Legende und die Geschichte

Im ganzen Mittelalter hat man der Ansicht gelebt, daß die noch heute vorhandene Briefsammlung, deren wir bereits gedachten, ein Denkmal des intimen Verhältnisses sei, in welchem Seneka zum Apostel Paulus gestanden habe. Und nachdem Erasmus erstmalig und endgiltig die Unechtheit dieser Briefe erwiesen hatte, hielt man sich lange, und thut es gelegentlich noch, an die Vermutung, dieser apokryphe Briefwechsel möchte von der fortspinnenden Sage nur an die Stelle eines andern geschoben sein, desselben, der auch schon dem Hieronymus bekannt und gewiß echt war.

Unter dieser Voraussetzung denkt man sich die Entstehung jenes freundschaftlichen Verhältnisses etwa folgendermaßen: Die

Apostelgeschichte erzählt uns in ihrem Bericht von Pauli Wirksamkeit in Korinth von einem Tumult, der infolge des Auftretens des Paulus entstand. Die Juden glauben ihr Gesetz und ihre Lehre angegriffen; sie führen den Verbrecher vor den Richterstuhl des Prokonsuls, der aber ihre Klage nicht annimmt. Dieser Prokonsul war Gallio, ein älterer Bruder des Philosophen Seneka, der von einem Freunde oder Verwandten des Vaters adoptirt worden war und dessen Namen angenommen hatte. Seneka, der ja schon früher auf literarischem Wege die Bekanntschaft des Christentums gemacht haben konnte, mag seinem Bruder von dem Charakter Pauli erzählt haben, und daraus erklärt sich, daß dieser nun sich zum Beschützer des Apostels aufwarf. Dem letzteren aber konnte es nicht unbekannt bleiben, daß sein Beschützer der Bruder des leitenden Ministers in Rom war. So lenkte er sein Augenmerk auch auf diesen. An ihn und seine Freunde dachte er, wenn er im Römerbrief die Gemeinde ermahnt, den Gewalthabern nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen unterthan zu sein. Wen anders konnte er unter solchen Gewalthabern verstehen? Des Seneka mächtiger Einfluß schwebte ihm vor Augen, als er von Cäsarea aus an den Kaiser appellirte, und die Hoffnung, die er darauf setzte, war nicht vergeblich. Daß seine Gefangenschaft in Rom eine leichte war, verdankte er dem Präfektus Prätorio Burrhus, dem Freunde Senekas. Er hat in Rom Zeugnis abgelegt, gewiß auch vor dem Kaiser: und wie natürlich, daß da auch Seneka sich unter seinen Zuhörern befunden hat. Erwähnt doch Paulus selbst, wenn er an die Philipper Grüße bestellt „von allen Heiligen, namentlich denen aus dem Hause des Kaisers," indirekt den Seneka. Denn wer anders kann hier gemeint sein als Freunde des Kaisers und unter diesen wieder vornehmlich Seneka? Sie müssen ihm auch in der ersten Gefangenschaft hilfreichen Beistand geleistet haben: er selbst sagt im vierten Kapitel des zweiten Timotheusbriefes, wo er von einer zweiten Gefangenschaft erzählt, daß ihm nun niemand mehr beistehe. Da muß man wohl annehmen, daß entweder Seneka gestorben war (im Jahre 65), oder daß die gänzlich veränderten Verhältnisse (nach der neronischen Verfolgung) den Philosophen zur Vorsicht nötigten, da ihm sonst der Untergang gedroht haben würde. Wie dankbar aber die Jünger Pauli ihm für die Unterstützung, die er ihrem Meister zuwandte, gewesen sind, dafür zeugt auch der Umstand, daß Lukas die Apostelgeschichte dem Seneka zugeschrieben hat. Denn Theophilus ist gewiß ein fingirter Name, und der „hochmögende Gottesfreund," der sich darunter verbirgt — wer sollte es anders sein als Seneka?

Diese Proben werden dem Leser genügenden Einblick in die Werkstätte einer Geschichtschreibung verschafft haben, welche die Thatsachen erfindet, um ihren Konstruktionen eine scheinbare Unterlage zu verschaffen. Ihre Unmöglichkeit und teilweise Absurdität hier näher zu erweisen, ist überflüssig; ein jeder kann sich mit leichter Mühe aus den Urkunden überzeugen, daß alle diese Aufstellungen eitel Schwindel sind. Aber auf einen Punkt soll doch besonders hingewiesen werden, eine Fiktion, die umso gefährlicher ist, je näher sie liegt. Man ist gewohnt, sich den Zug des Christentums auch in der ältesten Zeit als eine Art Siegeslauf vorzustellen, eine Anschauung, die teilweise durch die Darstellung der Apostelgeschichte veranlaßt ist. Darum kann man sich auch den Paulus, zumal in Rom, nicht anders denn als einen Triumphator in Ketten vorstellen. Man vergißt hier, wie so oft, daß eine ideale Wahrheit lange braucht, um sich durchzusetzen. Es klingt sehr hübsch, wenn man meint: wie sollten die Worte dieses Feuergeistes, die bis auf den heutigen Tag so viele Millionen von Herzen im Innersten ergreifen, damals, wo sie frisch aus dem Augenblick geboren wurden, wirkungslos geblieben sein? (Kreyher S. 102.)

Aber thatsächlich haben sie doch die Wirkung nicht ausgeübt, wenigstens zunächst nicht, welche man ihnen zuschreiben möchte. Das Christentum hat auch in Rom nur in kleinen, beschränkten Kreisen Aufnahme und Verbreitung gefunden. Man darf sich auch das Auftreten des Paulus nicht so vorstellen, als sei nun plötzlich die ganze Welt auf ihn aufmerksam geworden, als habe selbst der Kaiser einen Drang in sich gespürt, ihn zu hören. Er kam nach Rom als Staatsgefangener, zusammen mit einigen andern (Apostelg. 27, 1); er wurde als solcher auch in Rom behandelt. Wie wenig den Machthabern an einer schnellen Erledigung seines Prozesses gelegen war, zeigt der Umstand, daß sich seine Gefangenschaft ungebührlich in die Länge zog, dem Anscheine nach dauernd in der Form der Untersuchungshaft. Wir wissen nicht, welches Ende sie genommen hat, und es ist müssig oder nur Sache der akademischen Erörterung, sich darüber Vermutungen hinzugeben. Er hat die ganze Zeit hindurch mächtig gepredigt; er hat mancherlei Anfeindungen erlitten, nicht nur, weil er überhaupt Christum predigte, sondern von den eignen Glaubensgenossen wegen der eigentümlichen Form, in der er das Evangelium den Heiden brachte. Er getröstete sich dessen, wie es der herrliche Philipperbrief ausdrückt, damit, daß er meint: „Was thut's? daß nur Christus verkündigt werde in allerlei Weise, mit oder ohne Hintergedanken; so freue ich mich doch darinnen, und will mich auch freuen." Und hoch über die Wirklichkeit schwingt sich sein Glaube, der ihm sagt, „daß Gott Jesum erhöht hat und ihm den Namen verliehen, der über alle Namen ist, auf daß sich in dem Namen Jesu beugen alle Knie, derer die im Himmel, die auf der Erde und die unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters." Wie ganz verkennt man die religiöse Innigkeit und den sieghaften Glauben, den diese Worte ausdrücken, wenn man sie so preßt und quält, daß sie besagen müssen: da ja alle Knie sich beugen und alle Zungen bekennen sollen, so sei der Beweis geliefert, daß der Apostel damit habe sagen wollen, er habe sich an alle gewandt, hoch wie niedrig, und daraus dann wieder ein Argument für haltlose Vermutungen entnimmt. Und Seneka? Man lese doch nur einmal des Paulus Briefe, man bedenke, wie seine ganze Predigt sich konzentrirt in dem Bekenntnis, welchem ein Späterer in den herrlichen Worten: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit" Ausdruck verliehen hat; man höre seine eignen Worte, daß er sich freue, allerwege freue, wenn nur Christus gepredigt werde, einerlei, wie es geschehe. Und dann vergleiche man die glatten, auf hohem Kothurn einherschreitenden, trotz aller Schönheit gespreizten Moralvorschriften des philosophischen Hofmannes, und man wird sich sagen: wenn dieser Mann sich unter den Zuhörern des Apostels befunden, wenn er ihn beschützt und verteidigt hat, dann ist hier der seltsame Fall eingetreten, daß jemand sich für eine Sache interessirt und sie verficht, von der nicht die Spur in ihn selbst gedrungen ist, daß er für einen Prediger und Apostel sich erwärmt und ihn verteidigt, von dessen Geist keine Funke sich auf ihn selbst übertragen hat.

Selten kann man die gedankenlose Arbeit der Legende so in ihrer Nichtigkeit verfolgen, als an diesem Meisterstück: an der Zusammenführung des Paulus und des Seneka. Kr

---

Der Geistliche und die moderne Gesellschaft

2. Der Geistliche und die moderne Gesellschaft*)

Ist der geistliche Stand sozial nicht mehr unangefochten, so wird das Nächstliegende für ihn sein, das ihm bestrittene Existenzrecht nachzuweisen. Das Ideal wäre allerdings die Entbehrlichkeit der Pastoren. Luther sagt: „Rechte Christen bedürften keines Predigtstuhls, Altars u. s. w."**) Hier berührt sich das Ziel der vollendeten Kirche mit dem Extrem der Sozialisten; die Gemeinschaften freilich, die dabei in Betracht kommen, sind total verschieden. Der das kirchliche Amt ausscheidende Sozialistenstaat ist die tiefste Versunkenheit in den Materialismus; die zu ihrer höchsten Höhe emporgestiegene christliche Kirche ist die vollkommene christliche Gemeinschaft, in

*) Es ist doch wohl kein Protest zu befürchten, wenn die folgenden, offenbar zunächst an die Adresse des geistlichen Standes gerichteten Ausführungen in unserm grundsätzlich zunächst für „Laien" bestimmten Blatte Raum finden. Es schadet nichts, wenn die „Laien", die immer allerhand Wünsche für uns Pastoren haben, sich davon überzeugen, daß wir uns sehr vieles doch auch selber sagen. D H

**) Köstlin, Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung, II, 539—545. 549.

der Christus ist alles in allen. Das wäre das allgemeine Priestertum in seiner idealsten Verwirklichung, wenn jeder ein solcher Nachfolger Jesu wäre, daß er keiner Erinnerung, keiner Stütze, keiner Ermunterung mehr bedürfte. Aber wir leben noch in der streitenden Kirche. Das „einfältige Volk" und der „rohe Pöbel" sind noch immer vorhanden. Der rechte vollkommene Christenstand ist noch nirgends erreicht. Die Gemeinden sind noch weit entfernt von dem letzten großen Ziele, das in dem Begriff der „unsichtbaren Kirche" ausgedrückt wird. Es ist noch eine gegenüber dem Bildungsstolze des neunzehnten Jahrhunderts erstaunliche Masse von Aberglauben, flachem Denken und Empfinden, sittlicher Beschränktheit und Rohheit, von Selbstsucht und Gemeinheit, mit einem Worte von Unchristlichkeit unter Hoch und Niedrig anzutreffen. Die Straußsche Frage: „Sind wir noch Christen?" muß entschieden umgeändert werden in die entgegengesetzte: Sind wir schon Christen?

Darum bedarf es Solcher, die immer wieder sich und andern das Ideal vorhalten, die mahnen und bitten, die führen und zurechtbringen helfen. So lange die Gesellschaft noch nicht selbst geistlich ist, bleiben Geistliche notwendig. Zerstreute Bemühungen da und dort können nicht die Hebung des Ganzen bewirken. Es ist eine organisirte Arbeit erforderlich, um vorwärts zu kommen. Diese wird übernommen von dem Stande der Geistlichen. Wenn Luther auch sagt: „das Predigtamt sei aller," so macht er doch auch darauf aufmerksam, daß, „damit alles ordentlich hergehe und nicht Gottes Wort in wüstem Wesen untergehe, bestimmte einzelne Verwalter der öffentlichen Predigt schlechterdings erfordert werden."*) An und für sich ist das Amt von Gott, der den Einzelnen ausrüstet und damit beruft, der im tiefsten Grunde die Quelle aller Gesetzmäßigkeit und Ordnung ist. Dieses Bewußtsein wird den evangelischen Geistlichen immer begleiten dürfen; dies wird ihn stark machen in allem Wogendrang des modernen Gesellschaftsgetriebes. Das wird ihn gerade in dieser autoritätsflüchtigen Zeit ermutigen, seinen höhern Auftrag zu behaupten und unter Umständen den Zweiflern und Feindseligen ernst entgegenzuhalten. Aber vielleicht ist der Gegner mit den eignen Waffen zu überwinden und noch eine andere, gleichsam profane Begründung für das Existenzrecht des Geistlichen möglich.

Der geistliche Stand ist ein naturgemäßes Produkt menschlicher Gemeinschaft. Das muß den modernen Soziologen und Sozialisten auseinandergesetzt werden. Ein gut Teil der Erstgenannten giebt das auch ohne weiteres zu.**) Keine Gesellschaft ohne Spitze, ohne Führer. Keine ethische Gesellschaft ohne bestimmte Sitte und ohne solche, welche diese Sitte aufrecht zu erhalten haben. Kein solches Aufrechterhalten aber ohne Hinweis auf ein Höheres. Kurzab, keine Sittlichkeit ohne Religion und keine Religion ohne Kirche und kirchliches Amt.

Diesen Schlußfolgerungen vermögen thatsächlich auch die sich nicht zu entziehen, die, wie die „Cogitanten"***) und Humanitätsenthusiasten, nur das Menschentum gelten lassen wollen. Eduard Reich in seiner „Kirche der Menschheit"†) sagt: „Weil der Erdensohn alle die Thätigkeiten sein eigen nennt, welche wir

*) Köstlin, Luthers Theologie, II, 126—135. 539. 540. 543.

**) Vergl. hierzu Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers (Tübingen, Laupp). v. Lilienfeld, Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft (Mitau, 1881).

***) F. A. Lange, Geschichte des Materialismus, II, 506.

†) Die Notwendigkeit einer solchen wird von ihm in folgenden Worten begründet: „In der Gegenwart, wo die alten Kirchen morsch sind und kraftlos der riesenhaft wuchernden Selbstsucht gegenüber, . . . vermissen wir eine Vereinigung, welche den Hungernden speist, den Durstigen tränkt, den Nackten bekleidet, den Kranken heilt, den Gefangenen erlöst, den Wißbegierigen an sich zieht und bildet, den Unternehmenden unterstützt, den Lasterhaften vor dem Falle, den Sinkenden vor dem Zugrundegehen bewahrt, den Gefallenen erhebt, den Traurigen tröstet, den Verzweifelnden mit neuem Mute erfüllt; eine Vereinigung, welche allen den rechten Lebensweg zuweist, alle zur Gesundheit leitet, alle erhebt und mit brüderlicher Liebe erfüllt, ohne sie zu zwingen, zu beherrschen, zu bestrafen, zu verdammen; eine Vereinigung, welche nicht nach den engherzigen Grundsätzen des Krämerhandwerkes, nicht nach den Grundsätzen der Wieviel — Soviel Glückseligkeit verbreitet, sondern mit warmem Herzen voll Erbarmen, voll Nachsicht für menschliche Schwächen, voll Verständnis des menschlichen Lebens und Treibens allen das Beste thut: wir vermissen eine Kirche der Menschheit. Laßt eine selbst uns erbauen!"

als Phantasie, Gefühl, Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft u. s. w. kennen, so muß unsre Kirche auf alle diese Thätigkeiten zugleich wirken, um den ganzen Menschen zu beeinflussen, zu erheben, zu bessern, zu versittlichen, zu beglücken. Die Person des Priesters ist es vorzugsweise, zunächst und direkt, welche den ganzen moralischen Inhalt unsrer Kirche den Menschen übermittelt, die Initiative zu den guten Werken ergreift und als Anwalt der Unglücklichen, Bedrängten, Verfolgten, Leidenden auftritt. Solche umfassende Wirksamkeit der Priesterschaft im Dienste der Nächstenliebe setzt gewissermaßen einheitliche Leitung voraus, eine freie Organisation, leitende und ausführende Kräfte und, um deren Harmonie sicher zu stellen, eine oberste Spitze, die jedoch nicht absolut und unfehlbar, sondern nur der Vorsitzende eines großen Rates ist."*) Darauf folgt nun die Darstellung einer Priesterschaft vom „Patriarchen" hinab bis zu dem einfachsten „Missionar oder Derwisch." Ein deutlicher Beleg dafür, daß weder Kirche noch Geistliche entbehrt werden können, so lange noch ein Unterschied zwischen Tier und Mensch anerkannt und nicht der roheste, massivste Materialismus gepredigt wird.

Der geistliche Stand kann so vor der modernen Gesellschaft mit modernen Waffen und gestützt auf moderne Ideen unwiderleglich sein Existenzrecht beweisen. Böser Wille nur, der allerdings durch keine Gründe und Argumente zu überwinden ist, oder äußerste Beschränktheit und Versunkenheit können dasselbe ihm streitig machen wollen. Für den Geistlichen selbst ist es, wie schon erwähnt, noch tiefer begründet. Er handelt als „Diener Christi" oder „der andern alle" aus „göttlichem Befehl." Doch dem Gedanken dürfte die moderne Gesellschaft nicht allenthalben zugänglich sein. Dagegen dem Nachweise des Existenzrechts von der sozialen Seite her, den auch Luther geführt hat, wird sie nicht ausweichen können.

Mit diesem Beweise aber muß weiter die praktische Behauptung solchen Rechtes sich verbinden. Will jemand anerkannt sein in der Gesellschaft, so muß er diese Forderung begründen durch Tüchtigkeit. Will er für etwas gehalten werden, so muß er etwas sein. Darnach zu streben, ist vor allem Aufgabe des protestantischen Geistlichen. Er hat keinen character indelebilis. Er hat kein Zaubermittel in der Hand, um den Leuten damit zu imponiren. Er vermag keine äußerliche Gewalt zu üben durch den Beichtstuhl, wie der katholische Priester. Er ist mit seinen Ansprüchen auf Anerkennung seitens der Gesellschaft auf sich selbst gestellt. Die Zeiten sind vorbei, wo auch in der protestantischen Kirche das Amt den Mann trug. Jetzt hat der Mann das Amt zu tragen.

Will er nun dem erkenntnisstolzen Jahrhundert, der immer mehr anwachsenden und immer mehr sich ausbreitenden Macht der Bildung und Wissenschaft gegenüber Achtung für sich und seinen Stand gewinnen und behalten, so ist das selbstverständliche Mittel hierzu eigne wissenschaftliche Tüchtigkeit. In einer Zeit, wo so eifrig an der Popularisirung aller möglichen Kenntnisse gearbeitet wird, kann der Geistliche nur dadurch Ansehen in der Gesellschaft gewinnen, daß er nicht nur theologisch, sondern auch philosophisch geschult und durchgebildet ist. Die Philosophie wird von manchen sogenannten praktischen Theologen zwar perhorreszirt. Man sagt, sie könne wenig nützen für die pfarramtliche Thätigkeit und nur dazu dienen, die Geister zu verwirren und unnötige Zweifel hervorzurufen. Das ist aber ein falscher Standpunkt, der keine besondre Stärke und Tiefe des theologischen Wissens und des lebendigen Glaubens verrät. Schon durch die Religionsphilosophie, die einem Theologen der Gegenwart nicht unbekannt sein darf, wird die Philosophie mit der Theologie in Berührung gebracht. Außerdem aber wird niemand in der modernen Gesellschaft das Ansehen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes behaupten können, dem philosophische Kenntnisse so gut wie ganz und gar abgehen. Ihm fehlt dann, wenn er Theolog ist, das formale und materielle Mittel, den Geist der Zeit zu verstehen und, wenn es vom Standpunkte des Glaubens notwendig erscheint, zu bekämpfen oder in die gebührenden Schranken zu verweisen. Er wird dann z. B. nicht

*) Eduard Reich, Die Kirche der Menschheit (Nordhausen, Porstemann), S. 56 ff.

imstande sein, das Problem zu verstehen, geschweige denn an seiner Lösung, die eine sehr praktische Seite hat, sich mit zu beteiligen, das uns von dem Verhältnisse zwischen Glauben und Wissen aufgegeben wird. Das ist aber unter andern eine Frage, die in gebildeten Kreisen der Gegenwart wieder öfter diskutirt wird, und es wäre schlimm, wenn bei solcher Diskussion der Geistliche schweigen müßte. Das würde für ihn in Bezug auf sein soziales Ansehen eine schlechte Empfehlung sein. Wo so viele Halbbildung sich spreizt, muß der Geistliche durchgebildet genug sein, um der wahren Bildung das Wort zu reden, um wissenschaftliche Streitfragen, die zugleich eine praktisch-religiöse Beziehung haben, durch klares Urteil ihrer antireligiösen Spitze berauben zu können. Dazu aber ist die vielfach geschmähte Philosophie unbedingt erforderlich, abgesehen davon, daß ohne dieselbe von einem fruchtbringenden Studium eines theologischen, vornehmlich für die Gegenwart wichtigen Hauptfaches, der Dogmatik, namentlich der neuern, auf religions-philosophischer, psychologischer und erkenntnistheoretischer Grundlage sich aufbauenden Dogmatiken, ganz unmöglich ist. Ebenso heilsam und notwendig ist es aber gerade in unsern Tagen für den Geistlichen, daß er in Kirchen-, Kultur- und allgemeiner Weltgeschichte wohl bewandert sei. Wie soll jemand seine Zeit richtig beurteilen und sie bessern helfen, wenn er nicht weiß, wie sie geworden ist und welche Rolle die nämlichen Mächte in der Vergangenheit gespielt haben? Nichts verhängnisvoller, als ungeschichtlicher Sinn der „Regierenden." Und für den Geistlichen gehört das Studium auch der Geschichte schlechtweg zum Fach. Wer aber in seinem Fache nichts Gründliches gegenüber den Zeitangriffen versteht, wird keine besondre Respektirung von der modernen Gesellschaft erwarten dürfen. Was ein Pfarrer in stillen Mußestunden auf seinem Studirzimmer sich erarbeitet, ist, so theoretisch sie aussehen mag, eine eminent praktische Fähigkeit, die seine und seines Amtes gesellschaftliche Stellung vor vielen Angriffen sichert.

Aus diesem Grunde auch ist es unbedingt verwerflich, die bestehenden theologischen Fakultäten in ihren Rechten und in ihrer Freiheit irgendwie beschränken zu wollen, wie neuerlich von theologisirenden Laien und laienhaften Theologen angestrebt wird. Ohnedem wird die Theologie in der Gegenwart als Wissenschaft angezweifelt. Was soll werden, wenn die Theologie-Studirenden von vornherein hermetisch abgeschlossen werden gegen die Wissenschaft im allgemeinen, oder wenn ihr Studium ganz engherzig beschränkt würde?*) Die das befürworten können, müssen von der Gegenwart ein ganz falsches Bild und von der Zukunft sehr geringe Erwartungen haben. Diese Art von theologischem Studium hätte weder Anspruch auf Wissenschaftlichkeit noch auf Gläubigkeit. Die theologischen Fakultäten antasten, heißt zugleich den Stand der evangelischen Geistlichkeit gesellschaftlich entwurzeln.

Es ist eben ein großer Unterschied zwischen einem protestantischen Pastor und einem römisch-katholischen Priester. Dieser behauptet sein Ansehen kraft der Macht und Autorität der Kirche, kraft der sakramentalen Priesterweihe, die ihn mit einem Heiligenscheine umgiebt. Jener muß Denk- und Gemütsarbeit leisten. Er muß mitten in der Zeit stehen mit seiner öffentlichen Wirksamkeit, mit seinem Wissen und Können, um auf die Zeit Einfluß zu gewinnen. Er muß ein gut Teil auch seiner gesellschaftlichen Geltung vorzüglich durch die Predigt zu gewinnen und zu erhalten suchen. Sie ist in der protestantischen Kirche der Höhepunkt des Gottesdienstes. Originalität der Gedanken, nicht allzu praktische Bekanntschaft mit der ausgedehnten Predigtliteratur, das ist die Aufgabe. Rhetorische Tüchtigkeit in einer Zeit, wo die Redner wie die Pilze aus der Erde wachsen, ist unerläßlich, wenn schon die Meisterschaft immer nur wenigen zu eigen ist. Die Pastoren dürfen den Bildungsstand, und zwar auch den religiösen, in ihren Gemeinden nicht unterschätzen. Nicht nur der Städter, auch der schlichte Landmann hat oft ein sehr gesundes Urteil und weiß gute und schlechte Leistungen, Erborgtes und Eignes recht wohl zu unterscheiden, wenn auch vielleicht mehr mit dem Gefühl, als mit dem Verstande. Aber es genügt, den Unterschied überhaupt zu finden. Eine gute, gewissenhafte Predigt wird ihren Eindruck niemals verfehlen, auch wenn sie bis in das Einzelne hinein nicht vollkommen verstanden wird. Der moralische Eindruck bleibt, und ist jedenfalls besser, als die Langeweile. Der Prediger soll die Zuhörer emporziehen, nicht immer nur hinabsteigen. Es handelt sich nicht um Beifall, nach welchem die seichten und sentimentalen Moderedner geizen und der ziemlich billig zu erlangen ist, sondern um Erhebung und Erbauung. Daß aber dessen Wort, der in der Predigt die Phrase und die Trivialität meidet, auch ein soziales Gewicht haben wird, möchte niemand leugnen wollen. Mit dem Interesse an der Religion muß auch das Interesse an der Person ihres Verkündigers und Pflegers wachsen. Dazu führt aber nicht die jetzt so beliebte theologische und pastorale Vielgeschäftigkeit, sondern die ernste Sammlung, das anhaltende Studiren und Meditiren; nicht die Extensivität, sondern die Intensivität der Arbeit.

Indes, alle wissenschaftliche Bedeutendheit, alle noch so vielseitige Bildung und Gewandtheit, der größte Geistesreichtum und die hervorragendste rednerische Begabung sind null und nichtig, wenn zur wissenschaftlichen nicht die ethische Tüchtigkeit sich gesellt. Jeder Beamte, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, erzwingt sich Achtung selbst bei den Widerwilligen. Das kann auch in Bezug auf die Stellung des Geistlichen nicht anders sein. Eine seiner wichtigsten Thätigkeiten neben der Predigt ist die Seelsorge. Wenn von ihr ein Kulturhistoriker wie Henne am Rhyn in der anerkennendsten Weise spricht, so ist das ein Wink, deutlich genug, um zu zeigen, wie der protestantische Geistliche seine soziale Stellung befestigen kann. Auf das Pfarrhaus sehen alle. Dort in dem eignen Familienleben des Pfarrers beginnt die erste Sorge um die Seelen in seiner Gemeinde, dort hat sie sich einen sichern Ausgangspunkt und eine feste Grundlage zu verschaffen. Wie ein christliches Haus sein soll, das muß die Familie des Geistlichen in konkretem Beispiele den Leuten vor die Augen führen. Je mehr es dem Ideale sich nähert, desto größer wird der Respekt sein, den man dem Pastor entgegen bringt, desto weniger Widerspruch werden die Leute zu finden vermögen zwischen den Worten und dem Leben des Geistlichen. Es nimmt sich schlecht aus und ruft die Spottlust wach, wenn die Predigersfrauen und Töchter in den modernsten Kleidern einherstolziren, wenn der Pastor mit seiner Familie von einem Vergnügen zum andern, von einer Partie zur andern eilt, und dann des Sonntags von der Kanzel die Mahnung zur Bescheidenheit, zur Zufriedenheit, zur Verachtung alles irdischen Tandes und Flitters ertönt. Das bringt keine günstige Meinung über Wahrhaftigkeit und Treue hervor und wird dem Geistlichen vielleicht angenehme Unterhaltung, auch einige Vergnügungsfreunde, aber ganz gewiß nicht Achtung vor seiner Amtsthätigkeit und damit vor seiner eignen moralischen Person eintragen. Gesellschaftliches und berufliches Auftreten hängen hier auf das Engste zusammen und können sich gegenseitig fördern oder hemmen. Das Schlimmste ist ein verschuldetes Pfarrhaus. Ein solches bringt auf der einen Seite eine so große soziale Abhängigkeit mit sich und bietet auf der andern Seite so viel Veranlassung zu berechtigter und oft sehr bitterer Kritik, daß die ganze Stellung des Pfarrers dadurch amtlich und sozial erschüttert werden muß.

Ein geordnetes Hauswesen, ein ehrbares Familienleben, das sind Haupterfordernisse, um als Geistlicher in der modernen Gesellschaft das gebührende Ansehen zu behaupten. Nur in einem solchen Hause ist auch Treue im Beruf und Arbeit an andern möglich, und diese allein machen den Vorwurf der Trägheit und des unnützen Daseins verstummen. Mitten in dem aufregenden, widerspruchsvollen, ruhelosen Treiben der Gegenwart bald als warnender Freund, bald als ermunternder Mitarbeiter, heute ein Bittender, morgen ein Gebender unter den Mitmenschen zu stehen, voll gütiger, aufrichtender Nachsicht gegen den Gefallenen und Verstoßenen, ernsthaft und streng gegen den Widerstrebenden und Trotzigen, ein Helfer der Mühseligen, ein Genosse der Mutigen und Strebsamen: das muß den Leuten die Ueberzeugung beibringen, daß Geistlicher, Seelsorger zu sein eine mühsame, aufreibende, verantwortungsreiche

*) Eine Erörterung über die Frage, in welcher Weise die Studenten der Theologie für den Kirchendienst vorzubereiten seien, liegt außerhalb der hier anzustellenden Betrachtungen.

und vielverkannte Arbeit ist, die dem, der sie vollbringt, Anspruch auf Anerkennung seiner gesellschaftlichen Stellung erwirbt und Amt und Person in einer Zeit, die nur „Arbeiter“ gelten lassen will, entschieden emporhebt.

Jedes hierarchische Gelüste verschwindet bei dieser Bethätigung treuen Fleißes von selbst. Für den Begriff der „Herde“ hat unsre Zeit kein sonderliches Verständnis mehr. Die selbst, die sonst dem Evangelium befreundet sind, lehnen eine solche Bezeichnung ab oder lassen dieselbe nur für die große Menge gelten, über der sie mit der eignen Person zu stehen meinen. Das neuerlich in der protestantischen Kirche wieder zur Sprache gebrachte „Hirtenamt“ ist ein Anachronismus. Nicht durch den Bischofsstab kann und soll der evangelische Pastor in der modernen Welt seine gesellschaftliche Ehre wahren. Nur die Autorität des Sittlichen, der feste, kategorische Imperativ wird ihn halten, dessen Stimme sich jeder beugen wird, wenn der Geistliche selbst ihr sich beugt. Mancher, der kein begabter Redner ist, der nicht zu den Gelehrten zählt, ist doch mit dieser ethischen Art der Seelsorge angesehen und groß gewesen in seiner Gemeinde. Ernster, biederer Sinn wird niemals ohne Einfluß bleiben.

Sittliche Arbeit ist potenzirte Arbeit, das müssen die Modernen an dem Geistlichen erkennen und schätzen lernen. Jeder, der überhaupt noch zu urteilen vermag, wird sie ihres Lohnes wert achten und gern den Hut vor ihr abziehen. Sie wird Billigung und Ehrerbietung finden — auch bei den Sozialdemokraten. Zu dieser Ernsthaftigkeit des Strebens und zu dieser Lauterkeit der Gesinnung muß aber noch ein andres hinzukommen. Christus spricht zu den Jüngern, als er sie hinaussandte in die Welt: „Seid klug wie die Schlangen!“ Modern ausgedrückt ließe sich die Bewährung dieser Eigenschaft vielleicht bezeichnen mit dem darwinistischen Worte: „Anpassung.“ Sie ist nicht zu unterschätzen.

„Gottes Wort vom Lande,“ dieser Ausdruck ist zuvörderst ein Ehrenprädikat. Er deutet hin auf die Anspruchslosigkeit und Schlichtheit, die einem Verkündiger des Evangeliums recht wohl anstehen. Doch zugleich birgt er wie etwas Tadel, einen Anflug von Spott in sich. Durch diesen kritischen Beigeschmack kann sich der Pastorenstand daran erinnern lassen, daß es nicht allenthalben wohlgethan sein möchte, zu weit von der modernen gesellschaftlichen Sitte abzuweichen. Der Geistliche soll nicht Modemensch sein, nicht durch seine weltmännischen Manieren glänzen. Doch er soll sich als mit den Formen des Umganges wohlbekannt erweisen und dieselben beherrschen wie jeder andre gebildete Mensch. Altmodisches Wesen wirft leicht den Schein des Altmodischen auch auf sein Amt und seinen Stand. Nichts ist gefährlicher für einen ernsten Beruf und dessen Träger, als irgendwem Anlaß zu einem Lächeln zu bieten. Der nur steht fest in der modernen Gesellschaft, der ihre Gebräuche und Regeln nicht ohne Not verletzt, sei es bewußt oder unbewußt. Manche Dreistigkeit wird eine feine Art des Umgangs von sich und dem Amte abhalten.

„Homo sum, nil humani a me alienum puto,“ das wird immer ein beherzigenswerter Wahlspruch auch für den evangelischen Pastor bleiben. Der Dualismus von „geistlich“ und „weltlich“ ist das Erzeugnis ungesunder Zustände. Er soll nicht sein außer behufs begrifflicher Unterscheidung. Warum soll beides nicht verbunden werden können? Warum soll der Christ das, was ihm aus der „Welt“ Erlaubtes, Gesittetes und Schönes entgegentritt, nicht gern aufnehmen und verwerten? Aber ein Christ zu sein unter Christen: wenn das dem Geistlichen voll und ganz gelingt, wird er genügend sein Amt erfüllen und seine soziale Stellung nicht gefährden.

Es wäre vielleicht doch recht gut und ratsam, wenn solche Sinnesart auch schon in der Kleidung zum Ausdruck käme und die Pastoren außerhalb ihres Amtes nicht noch besonders von den „Laien“ abzustechen suchten. In Bezug hierauf ist eine Bemerkung von Professor Kolde in Erlangen nicht uninteressant. Sie lautet: „Der heute so vielfach in Gebrauch gekommene, sogenannte Abbérock ist in Deutschland noch sehr jungen Datums. Wenn ich nicht irre, sah man ihn bei evangelischen Geistlichen bis vor etwa achtzehn Jahren nur höchst selten. Bis dahin galt es für schicklich, daß der Geistliche sich trug wie jeder andre anständige Mensch, nicht modisch, aber auch nach der andern Seite das Lächerliche vermeidend, und mit Vorliebe dunkle oder schwarze Kleidung wählte. Das ihn bis dahin fast ausschließlich kenntlich machende weiße Halstuch war weniger ein Spezifikum des geistlichen Standes, als das Ueberbleibsel einer Mode, die bis in die Mitte des Jahrhunderts allen Gelehrten wie Beamten höhern Standes eigen zu sein pflegte. Erst seit dem Kriege von 1866 und noch mehr von 1870/71 kam der neue Rock auf, indem viele Geistliche, die im Felde thätig gewesen waren, den in der preußischen Armee eingeführten Feldpredigerrock, der nichts weiter ist als der der englischen Geistlichen, beibehielten, andre, ohne eine Berechtigung dazu zu haben, ihn annahmen. Das wäre nun gewiß gleichgiltig — was liegt an der Kleidung, wenn jemand ein rechter Geistlicher ist — und Luther ging wohl im Hausrock auf die Kanzel; nachdem aber die jüngere Generation dem Beispiele gefolgt ist und sich freut, in diesem Rock ein ihrem katholisirenden Amtsbegriff entsprechendes Kennzeichen ihrer Scheidung von der Laienwelt gefunden zu haben, außerdem man sogar sich nicht scheut, Luthers ehrwürdigen Namen damit in Verbindung zu bringen, indem man von einem »Lutherrock« (!) spricht, wird es Zeit, einmal daran zu erinnern, daß dadurch in der That Aergernis erregt wird.“ *) Der Unterschied zwischen Klerus oder Laien darf nicht zum Gegensatz werden. (Schluß folgt.) K

Kiellands Novelletten

Novelletten von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von M. von Borch.

Kiellands Novelletten sind jedenfalls belehrend und amüsant, wenn auch nicht gerade erbaulich zu lesen. Es ist eine leichtfüßige Gattung von Kunstprodukten, diese kleinen liebenswürdigen Erzählungen mit ihren bald ernsten, bald scherzhaften Figürchen. Wenn schon die Novelle darauf verzichtet, uns ein ganzes Leben mit tragischem Konflikt oder glücklicher Lösung vorzuführen und sich vielmehr darauf beschränkt, eine einzelne spannende Episode aus dem Menschenleben darzustellen, so giebt die Novellette noch mehr Einzelbilder; sie zeichnet einen Menschen nicht nach seinem ganzen Wesen und erzählt uns nicht sein ganzes Schicksal, sondern zeigt nur einen kleinen Ausschnitt der Entwicklung und läßt die farbigen Gestalten gleichsam nur im leichten Kleid vorüberhuschen oder durch ein hingeworfenes Wort ihren Herzenszustand, ihr Glück und Wehe uns erklären. Kein König oder Heros kann zum Gegenstande der Novellette werden; denn ihre Leute müssen kleiner sein und in dem engen Kreise des Alltagslebens sich bewegen können.

Kielland hat es zu einer Meisterschaft in dieser Dichtungsart gebracht. Er hat nicht nur ein feines Talent der Beobachtung, eine treffliche Gabe, psychologische Erscheinungen darzustellen und zu fixiren und mit ein paar Strichen ein ungemein lebensvolles Gebilde hervorzuzaubern; es ist auch eine anerkennenswerte Kunst, mit welcher er die kleinen Genrebildchen malt, durch schneidende Kontraste überrascht und durch glücklichen Humor ergötzt. Dabei steht ihm eine große Leichtigkeit und Sprachbeherrschung zu Gebote, sowie die Welterfahrung eines vielgewandten Mannes. Vielleicht ist seine Form bisweilen doch zu leicht; so wenn er eine Reihe von Geschichten sozusagen mitten drin beginnt, die erste mit der Anrede: „Du stäubst“ rief Vetter Hans; die dritte mit der freundlichen Mahnung einer Matrone an ein junges Brautpaar: „Seht nur zu, daß ihr zusammenkommt,“ sagte Frau Olsen. Die vierte mit der Bemerkung: „Ohne Unfall, ohne Anstrengung war sie die glatten Marmorstufen emporgestiegen“ u. s. w. Der Schluß der Erzählungen mag häufig nicht befriedigen, weil meistens gar so plötzlich abgebrochen wird: dieses Bruchstückartige hängt mit dem Charakter der Novellette zusammen; daneben aber ist es dem Verfasser offenbar eine Genugthuung, geschwind eine Szene vor den Augen vorüberrauschen zu lassen und dann über die naive

*) Kolde, Die Heilsarmee (Erlangen, Deichert, 1885), S. 124.

Frage des Zuschauers: „Wie gehts denn weiter?“ hinter den Kulissen zu lächeln.

Leider ist die Weltanschauung, welche sich in den Kiellandschen Novelletten spiegelt, die modern pessimistische und materialistische. Der „altböse Feind“ ist ihm der unpraktische Idealismus. Mit einem gewissen Rechte und nicht ohne Glück weiß er junge, verliebte Tolpatsche lächerlich zu machen, von denen der eine in seiner Einbildung und Siegesgewißheit gar nicht merkt, daß ihn die Angebetete verschmäht, während dem andern vor lauter Verlegenheit das Wort immer im Halse stecken bleibt oder das Dümmste herauskommt, was er etwa sagen konnte. Daß derselbe beim Nachhausegehen im Liebesrausch über den Gartenzaun steigt und nicht bemerkt, wie die Thüre daneben sperrangelweit offensteht, und sich endlich in seinem Glück statt der Mütze einen Blumentopf auf den Kopf setzt, das dürfte doch nahe an die Karikatur streifen. Mit viel Humor wird im letzten Stück die Thorheit eines Jünglings gezeichnet, der von „der Himmlischen“ weder weiß, wer sie war, noch wo sie wohnt, noch wie er ihre Bekanntschaft machen kann, und in der Meinung, in einem ausgedienten Kapitän den Vater der Gesuchten vor sich zu haben, sich von diesem in liebender Aufopferung die längsten Schlachtengeschichten erzählen läßt, um endlich die bitterste Enttäuschung zu erfahren.

Die Ironie des Schicksals ist ein beliebtes Thema der Kiellandschen Novelletten, und bisweilen ist es ja für die Zuschauer amüsant, das Kichern solch neckischen Kobolds zu hören. Aber darf diese Ironie auch den höchsten sittlichen Gütern der Menschheit gegenüber angewendet werden? Hier kann sie geradezu lähmend und seelenvergiftend wirken. So ist es nicht gut, wenn im „Mittagessen“ der jugendliche Idealismus des Studenten, welcher Achtung für Recht und Wahrheit verlangt, mit der Bemerkung abgefertigt wird: „Er sprach, wie hoffnungsvolle Jünglinge nach einem guten Diner und einer starken Gemütsbewegung zu reden pflegen,“ und wenn dem Jüngling bemerkt wird, im Alter werde auch er ein Schauspieler werden, wie die andern alle. Am feinsten gemalt sind „Welke Blätter.“ Alles ist herbstlich schwermütig; man meint die schwere Luft verdorrter Blumen zu atmen, wenn man dies Stückchen liest; es ist, wie wenn hier der Norweger zum Vorschein käme, der sonst vom feinen Firniß des modernen Weltmannes überdeckt ist. Zwei Schmollende werden uns im Gartenhäuschen vorgeführt, ein Grabhügel welker Blätter zu den Füßen; „sie“ in einer „halbtoten Stimmung“ spricht davon, daß sie sich getäuscht habe und daß das, was wir Liebe nennen, nichts andres sei als — „welke Blätter,“ und steht auf, um sich zu entfernen; er folgt ihr in Angst und Ermattung und fragt sich, ob er sie noch erreichen könne oder ob sie schon hundert Meilen entfernt sei. „Und im Laufe der Zeit setzen wir uns alle auf den leeren Stuhl in einem Winkel des Gartens und starren auf einen kleinen Grabhügel welker Blätter.“ Was bleibt zurück? Bitterkeit, Enttäuschung, welke Blätter! Trostlose Anschauung! Noch schmerzlicher wirkt die Illusion im Ehestande in „Erotik und Idyll.“ Ein Brautpaar wird uns vorgeführt, das mit den glänzendsten Erwartungen sich trauen läßt; das Glück ist groß, wenn es nur nicht durch die jämmerliche Prosa des Geldmangels gestört würde! Marie — so heißt die arme Frau — hatte sich das Leben so ganz anders ausgedacht: wenn sie in ihren Gedanken einst auf die Ehe gekommen war, „so war es, als blickte sie in einen verzauberten Wald, wo Amoretten Kränze winden, die Störche kleine, goldgelockte Engel bringen und vor der kleinen Hütte im Hintergrunde das ideale Ehepaar sitzt und sich in die Augen blickt.“ Daß das Ganze nichts andres war als „Dekorationen von Papier und Leinwand,“ ist für den Dichter selbstverständlich. Die Enttäuschung ist natürlich groß, und hier wird Kielland bitter, ja er wird frivol; er spottet förmlich über die altjüngferliche Ansicht von der echten, rechten, wahren Liebe, welche mit einem Sprunge über so geringe Vorbedingungen wie das Geld sich hinwegsetzt; er redet nicht nur spöttisch davon, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, wie die Verlobungen im Tanzsaal, sondern meint u. a. auch, alle haben den jungen Ehemann vergessen außer unserm Herrgott, der ihm alle Jahre einen goldgelockten Engel ins Haus schickt — nur schade, daß der arme Mann die Engel nicht ernähren konnte und daß die arme Frau von diesem Segen fast erdrückt, in ihrer Armut müdgeschafft und ausgehungert wurde. Es ist das reine Manchestertum: wer nicht genügend Geld besitzt, darf auch nicht heiraten; die Liebe darf nicht gelten einer klugen Rechnung, einer kalten Ueberlegung gegenüber.

Erschütternd ist das Schicksal eines jungen, schönen, bezaubernd liebenswürdigen Parisers in „Zwei Freunde“ geschildert. Zwei Jugendfreunde assoziiren sich zu einem Bankgeschäft. Der eine, Charles, ist weitaus der Tüchtigere; er trägt allein das blühende Geschäft auf seinen Schultern, wird aber von dem galanten und glänzenden Alphonse fortwährend in den Schatten gestellt. Anfangs geht alles gut; am Ende aber kündigt der stille, finstere Charles, von Neid und Mißgunst fortgerissen, seinem Freunde die Verbindung auf. Die Welt soll sehen, was an Alphonse ist, und er will sehen, wie der alte Freund zu Grunde geht. Der schnöde Wunsch wird nur zu bald erfüllt. Alphonse führt als echter Pariser ein leichtes, flottes Leben, welches übrigens dem Dichter selbstverständlich scheint und nicht ein Wort des Tadels ihm entlockt; viel schlimmer ist, daß er ganz ungeheure Schulden macht und endlich einen Wechsel auf den Namen seines alten Freundes fälscht. Freund Charles entdeckt die Fälschung und ist entschlossen, den Gehaßten im öffentlichen Café verhaften zu lassen; doch in demselben Augenblicke, wo er ihn als Betrüger fassen will, trinkt dieser Gift und sinkt entseelt vom Stuhle; während man sich mit dem Toten beschäftigt, hört man zwischen Lachen und Scherzen die Kugeln des Billards karamboliren — ein grauenvoller Kontrast! Charles aber betrachtet seinen toten Feind und denkt an seinen einstigen Freund: von den Schrecken eines richtenden Gewissens keine Spur! Es mußte ja so kommen; warum ist Alphonse nicht klüger gewesen?

Ein eigenartiges Stück ist die „Ballstimmung.“ Die Farbengebung ist glänzend, der Gegenstand ernst; die soziale Frage taucht wie ein Gespenst vor uns auf. Ein Mädchen, das den untersten Schichten der Pariser Bevölkerung entstammt, wird von einem reichen Manne „entdeckt“ und zu seiner Frau erhoben; eine strahlende Erscheinung, durchlebt sie das Leben des Reichtums und eilt in der feinsten Gesellschaft von Triumph zu Triumph. Doch kann sie die Erinnerung ihrer Jugend nicht einfach abstreifen; wie sie zu einem Balle fährt, sieht sie die Menge des Volkes mit den gierigen Augen, mit dem unersättlichen gehässigen Neid; sie meint die Männer zu kennen, welche mit halb verächtlichem, halb drohendem Blick die Equipage mustern: sie hatte ja selber einst gelauscht auf ihre Gespräche über die Ungerechtigkeit des Lebens, über die Tyrannei der Reichen, über das Recht der Arbeiter, und ihr eignes Glück erscheint ihr wie eine Ungerechtigkeit, wie etwas, dessen sie sich schämen müsse. Ja die Volksmassen stehen vor ihrem Blick wie die von ihr blutigrot vorgestellten Wogen des roten Meeres, welche einst den Pharao mit Roß und Mann verschlungen haben. „Es bedurfte nur eines Moses, um dieses Menschenmeer in Bewegung zu setzen, sodaß es verheerend sich vorwärts wälzte und mit seinen blutigen Wogen den Glanz des Reichtums und der Macht verschlang.“ Dann das Palais mit seinem herrlichen Lichterglanz, mit der strahlenden, üppigen, stolzen Gesellschaft, und drunten die hassende, neidische, wütende Menge, die schwarzen Gesichter, die unheimlichste Umgebung für einen Ballsaal! Welch großartiger Kontrast!

Aber wie ist die soziale Frage zu lösen? Darauf bekommen wir keine Antwort. Man mag sagen, in Novelletten sei hierfür überhaupt kein Raum. Und dennoch ist an Kielland jenes zielbewußte Streben zu vermissen, das allein die schreckliche Gespensterfurcht verscheuchen kann. Es fehlt ja fast in allen seinen Stücken jene sittliche Tendenz, welche wir doch fast herausgefordert werden dahinter zu suchen. „Und die Moral von der Geschichte?“ fragt man unwillkürlich. Dichters Antwort heißt: „Die weiß ich nicht.“ Der tiefe Schaden der von Kielland vertretenen Richtung ist die Glaubenslosigkeit: von einem Gott und Vater weiß sie nichts; an seine Stelle tritt das finstere Schicksal; und wie ein Zahnrad der Maschine den ergreift, der ihm zu nahe kommt, so wird ein Menschenleben jenachdem durch ein

kurzes Leben der Schande und Erniedrigung gewirbelt, um dann mit unerbittlicher Genauigkeit in einen Winkel geworfen zu werden. Was bleibt dann übrig, wenn man Schiffbruch am Glauben gelitten hat? Fatalismus und Illusion, allenfalls Vergötterung des eignen Verstandes. Das ist ein trauriger Bankerott, den auch der schönste Glanz der Kunst nicht überdecken kann. U

Bilder aus dem kirchlichen Leben Finnlands

1

Die Glaubensgenossen unter dem russischen Doppeladler haben in letzter Zeit die Aufmerksamkeit und Teilnahme aller Evangelischen auf sich gelenkt. In Deutschland zumal fühlt man sich zu besonderm Mitgefühl aufgefordert, weil es sich ja wesentlich um Landsleute handelt, welche unter dem Druck und der Intoleranz der russischen Kirche zu leiden haben. Gilt doch auch in Rußland selbst Deutsch gemeinhin gleichbedeutend mit Lutherisch, beziehungsweise umgekehrt, ebenso wie Polnisch und Katholisch synonym gebraucht wird. Man übersieht dabei freilich oft, daß die breite Volksmenge der lutherischen Ostseeprovinzen nicht deutsch, sondern esthnisch und lettisch ist, und die Deutschen, wie wir in diesen Blättern unterrichtet wurden, nur ein Neuntel der Bevölkerung ausmachen. Da die Leser des Gemeindeblattes nun für dieses Gebiet schon interessirt wurden, wird es ihnen vielleicht nicht unwillkommen sein, auch von der zweiten evangelischen Landeskirche, die unter der Oberhoheit des russischen Zaren steht, der finnischen, ein wenig zu hören. Bieten doch die beiden lutherischen Kirchen südlich und nördlich des finnischen Meerbusens manche bemerkenswerte Vergleichspunkte; sie sind interessant in ihrer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit.

Finnland genießt ja ganz wesentliche Vorzüge vor den Ostseeprovinzen; es erfreut sich einer konstitutionell selbständigen Staatsform und ist nur durch Personalunion mit dem russischen Kaiserreiche vereinigt. Es hat seine eignen Landtage mit der alten Vierständevertretung, eigne Verwaltung, eignen Senat (gleich Ministerium), eigne Münze, Post, Armee, Zoll u. s. w. Ebenso ist natürlich auch die lutherische Landeskirche Finnlands völlig unabhängig von der russischen Regierung. Nur übt der Zar als Großfürst von Finnland die alten landesherrlichen Befugnisse in der Besetzung der obersten Kirchenämter aus, ähnlich wie bei den Staatsämtern. Genauer gesagt, bei der Erledigung einer der drei lutherischen Bischofsstühle — Åbo, Borgå und Kuopio — werden drei Kandidaten von der Geistlichkeit des Bistums gewählt, und der Kaiser ernennt einen derselben, fast immer den in erster Linie Vorgeschlagenen, zum Bischof, bez. Erzbischof, welch letzterer in der alten früheren Hauptstadt Åbo residirt. Außerdem sind auch einige Hauptpfarren „imperiale."

Die Erwähnung der freien Bischofswahl läßt schon auf größere kirchliche Freiheiten in Finnland schließen, als wir sie in den deutschen Landeskirchen gewohnt sind. In der That ist die Kirchenverfassung — vom Jahre 1869 — fast demokratisch zu nennen. Die Geistlichen wählen sich ihre Vorgesetzten durchaus selbst; bei den Wahlen zum Domkapitel, welche unsern Konsistorien entsprechen, gelten die Stimmen der jüngsten Vikare soviel, wie die der mit Rang und Würden bekleideten alten Geistlichen; außerdem werden die zwei von den vier geistlichen Stellen im Domkapitel — Bischof, Dompropst und zwei Assessoren — nur auf je drei Jahre besetzt. Ebenso sind die Gemeindewahlen unbeschränkt; nur sind sie leider mehr plutokratisch als demokratisch, denn die Stimmen werden in Finnland nicht gezählt, sondern nach dem Vermögen gewogen. In der Generalsynode sitzen ungefähr 60 Laien neben 30 Geistlichen, man kann also nicht sagen, daß die finnische Kirche hierarchisch regiert wird; dagegen gestalten sich die Provinzial- und Kreissynoden rein pastoral.

Außerdem aber besitzt die Geistlichkeit einen bedeutenden politischen Einfluß; denn sie bildet in ihrer Vertretung einen der vier Stände, welche alle drei Jahre auf den Landtagen die Gesetzgebung des Landes regeln. Ob dieser politisch maßgebende Einfluß gerade ein Segen für die Kirche selbst ist, das läßt sich schwer ausmachen; immerhin bekundet diese altpatriarchalische Institution, welch eine Macht die Kirche noch im finnischen Volke handhabt. Ebenso nimmt die Kirche noch ihre alte soziale Stellung ein und ordnet ausschließlich die „Zivilstandsverhältnisse." Nicht kirchlich geschlossene Ehen erscheinen dem Volke noch so sehr als ein Unding, daß die Generalsynode des letzten Jahres sogenannte Zivilehen nicht einmal für die „Dissenters" gestatten wollte. Auch der Tauf- und Abendmahlszwang besteht infolge dessen noch in seinem unerschütterten Rechte. Sogar die Unbescholtenheits- oder Sittenzeugnisse werden nicht von der Polizei, sondern von dem Pastor ausgestellt. Von letzteren müssen die Sterblichkeitstabellen und Wehrpflichtigenlisten ausgearbeitet werden. Diese allzu bürgerlich-administrativen Befugnisse und eine so enge Verbindung mit dem Staate kann allerdings auch zu einem lästigen Zwange und zur drückenden Arbeitsbelastung für die Pastoren selbst werden; aber ihr Einfluß auf das Volk ist durch die Beibehaltung der alten Einrichtungen auf lange hinaus gesichert und der Staat, bez. das Volk spart dadurch viele Millionen.

Genug, die lutherische Kirche ist die staatlich allein anerkannte Religionsgemeinschaft, und die griechische Kirche ist, so könnte man in eigentümlicher Umkehrung der baltischen Verhältnisse sagen, in Finnland rechtlich nur geduldet!

Wer aber nun aus dem Mitgeteilten etwa schließen wollte, daß man in der finnischen Kirche durchaus noch die altpatriarchalischen inneren Zustände kenne und daß es hier nur fromme, bekenntnistreue Lutheraner und gehorsame Söhne der Kirche gebe, wie man über die Finnen zuweilen berichten hört, der würde doch sehr irren. Auch hier wird an den alten Formen gerüttelt, weil sie nicht mehr dem thatsächlichen Bestande der Kirche entsprechen. Sollte der finnischen Kirche durch ihre Verfassung und die überlieferten Formen und die Unberührtheit von andern Kirchengemeinschaften die Gefahr der Erstarrung, des Stagnirens in äußerer Rechtgläubigkeit nahe treten, so sorgen jetzt schon die Gegner der Kirche von rechts und links mit ihren Angriffen dafür, daß die Kirche sich nicht einer falschen Sicherheit hingiebt!

Denn auch in dem rein lutherischen Norden regt es sich; auch hier platzen die Geister auf einander, ja vielleicht heftiger als in Deutschland, wo der Indifferentismus größere Macht hat. In Skandinavien spitzen sich die Gegensätze „für oder wider Christus" aufs schärffste zu; der moderne Naturalismus beherrscht die sich „gebildet" nennenden Kreise fast durchaus. Es ist zwar nicht der frivole französische Naturalismus, wenn auch derselbe stark die nordische Literatur beeinflußt hat und einige entschiedene Vertreter hier findet; es ist vielmehr noch ein Ringen des sittlichen und religiösen Bewußtseins, das sich einerseits von der offiziellen Kirche völlig gelöst hat, anderseits sich nicht einem ideallosen Naturalismus ergeben will. Die norwegischen Dichter Björnstjerne Björnson (vergl. Nr. 1. d. Bl. Thomas Rendalen) und Ibsen, die ja auch in Deutschland bekannt sind, sind charakteristische Vertreter dieser interessanten pessimistischen Richtung.

Auch in Finnland spielen die „Freidenker" eine große Rolle, wenigstens in den gebildeten Kreisen der Städte und besonders in der Tagespresse. Früher hatte man kaum je von öffentlichen Angriffen gegen die Kirche und das lutherische Bekenntnis gehört. Da kam vor bald drei Jahren ein Dr. v. Bergen aus Stockholm, der die Finnländer mit seinem „Zukunftschristentum" beglücken wollte, einem seltsamen Gemisch von darwinistischer Wissenschaft, Tübinger Kritik, der Philosophie eines schwedischen Professors (Boström) und einigen pelagianisch-rationalistischen Religionsbegriffen! Dieses Pêle-Mêle wußte er geschickt vorzutragen und mit den nötigen Kraftworten teils berechtigter Kritik, noch viel mehr aber unwahrer Verdrehungen und Entstellungen der Kirchenlehre zu würzen. Der Erfolg war ein ungeheurer. Man sprach von nichts als von den Bergenschen Vorträgen; die Zeitungen waren mit Referaten, mit Beifalls- und Mißfallserklärungen, Polemiken und Apologien fast angefüllt. Eine solche Beteiligung der politischen Presse an der Diskussion

rein religiöser Fragen wäre in Deutschland nicht denkbar. Der Kampf wurde beinahe zu einem persönlich erbitterten. Das traurigste daran war, daß die unreife Jugend, männliche — zumal die Studenten — und weibliche (!), aufs lebhafteste daran teilnahm und zwar natürlich zu Gunsten der „Freiheit."

Die Wogen dieser Bewegung haben sich nun freilich gelegt, und Herr v. Bergen ist beinahe vergessen, ja mancher seiner damaligen leidenschaftlichen Verehrer mag sich nachher seiner etwas geschämt haben, nachdem die „Wissenschaftlichkeit" dieses Allwissers und Agitators schärfer beleuchtet ward. Aber die religiös-kirchliche Frage ist damit nicht von der Tagesordnung abgesetzt; sie ist vielmehr in Fluß gekommen und wird nicht eher erledigt werden, bis gewisse, in der That dringende Reformen zu Gunsten der Gewissensfreiheit durchgesetzt sind. Die „Dissenterfrage" hält die antikirchliche Bewegung in den letzten Jahren allein schon in Gang. Es muß etwas geschehen für die Separatisten und Sekten, die thatsächlich, aber nicht rechtlich bestehen. Die einsichtigsten Männer haben das lange schon erkannt und auch mehr und mehr betont, daß das wahre Interesse der Kirche die Entfernung der Glieder, welche nicht mehr zu ihr gehören wollen, erfordere. Und auch der zäh konservative Sinn der Bauern, welche hier den Ausschlag geben, hat sich doch auf der letzten Generalsynode zu dem Zugeständnisse herbeigelassen, daß man die Baptisten z. B. nicht für rechtlos und ihre Ehen nicht für ungiltig erklären dürfe. Dagegen wollte man der katholischen Kirche keinerlei Recht einräumen!

Dabei sind nun die Separatisten sehr eifrig in ihrer Pionier- — oder, wie manche auch sagen, Minirarbeit gegen den Bestand der Staatskirche. Zwischen den Sekten und der Staatskirche stecken große und regsame Gruppen von Freikirchlern, deren Standpunkt von einem in England angeregten Finnländer in einer religiösen Zeitschrift mit Eifer und Leben vertreten wird. Ueberhaupt aber sehen wir hier: Wo Kampf ist, da ist Leben!

Aber wie ist es denn mit dem Druck der griechischen Kirche? fragt vielleicht mancher Leser. Ja, der ist eben nicht vorhanden. Die griechische Kirche macht in Finnland gar keine Propaganda und kann sie nicht machen. Nur im Osten Finnlands, der vor 1808 schon zu Rußland gehörte, giebt es orthodoxe Finnen. Massenübertritte wie in den Ostseeprovinzen wären in Finnland gar nicht denkbar. Es kann gewiß auch über Finnland eine Sichtungszeit kommen, ähnlich der baltischen; und sie wird es wahrscheinlich, wenn auch erst nach Jahrzehnten. Aber die Finnen werden nach menschlichem Urteil die Prüfung besser bestehen als die armen, betrogenen Esthen und Letten. Von dieser inneren Stärke des finnischen Volkes vielleicht ein andermal! R H

Czernilow und die alte Brüderkirche

Das Sonntagsblatt aus der Brüdergemeinde „Herrnhut," welchem wir für eine sehr freundliche Begrüßung in Nr. 23 herzlich zu danken haben, hat in Nr. 22 unter der Ueberschrift „Angebliche Reste der Hussiten und der alten Brüderkirche in Böhmen" neben einer Nachricht aus einem andern Blatte ein Stück aus unserm Artikel über Czernilow in Böhmen (Nr. 18, S. 174) abgedruckt und die Bemerkung: „Es sind dies die spärlichen Reste der alten böhmischen Brüderkirche" mit einem Fragezeichen versehen. So freundschaftlich dies gemeint war, haben wir doch nicht unterlassen dürfen, daraufhin weitere Erkundigung einzuziehen, und ist uns durch Vermittlung unsers verehrten Mitarbeiters für Gustav-Adolf-Sachen von Herrn Szalatnay, Pastor der reformirten Kirche zu Czernilow, ein ausführliches Schreiben zugegangen, dessen Hauptteil wir nachstehend mitteilen.

Indem ich die Gründung und Bildung der böhmischen Brüderkirche als eine bekannte geschichtliche Thatsache voraussetze, will ich nur bemerken, daß ihre Wiege fünf Stunden östlich von Königgrätz, in einem Dorfe bei den Städtchen Senftenberg und Solnitz, liegt. Die Ausbreitung der böhmischen Brüder nahm hier den Anfang und die ganze Umgegend war bald für das Evangelium gewonnen. In der Stadt Königgrätz befand sich ehedem auch eine Brüdergemeinde, deren Kapelle und Pfarre heute noch steht und lange als Magazin und Privathaus benutzt wurde. Erst in neuerer Zeit machte das Brüderhaus in Königgrätz und Umgegend wieder von sich reden. Es grenzt nämlich knapp an die bischöfliche Residenz. Vor fünf Jahren hatte auf der andern Seite der bischöflichen Residenz zum großen Aerger des Bischofs das angrenzende Haus ein Jude gekauft. Auf diesen Aerger des Bischofs spekulirend, hatten die Eigentümer der Brüderkapelle und Pfarre in den Lokalblättern die Notiz veröffentlicht, die Evangelischen wollten das Brüderhaus käuflich an sich bringen. Bald darauf meldete eine frische Notiz, nun stehe man bereits mit dem Gustav-Adolf-Verein wegen des Ankaufs in Verhandlung. Der Bischof, der auf der einen Seite einen Juden zum Nachbar hat, wollte natürlich um keinen Preis auf der andern Seite die Evangelischen zu Nachbarn haben, schickte darum sogleich seinen Bevollmächtigten und kaufte das ehemalige Anwesen der Brüdergemeinde, das im besten Falle einen Wert von 30 000 fl. hatte, für 54 000 fl. ö. W. (Das nur so beiläufig als eine interessante Episode und zugleich als Beleuchtung der hier herrschenden Gesinnung gegenüber den Evangelischen.)

Zu der Brüdergemeinde in Königgrätz hielt nun ehedem die ganze Umgegend, zu welcher auch Czernilow gehört. Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts, vor der Schlacht am Weißen Berge (1620) gab es in Böhmen beinahe keine Katholiken mehr. Die böhmischen Brüder waren die zahlreichsten. Außer ihnen gab es wohl auch Lutherische und Reformirte; aber die Brüder hatten den meisten Anhang schon auch deswegen, weil die Brüderkirche zugleich als etwas auf dem heimatlichen Boden erwachsenes betrachtet wurde. Nun kam jene schreckliche Katastrophe, die Niederlage der Evangelischen durch die Kaiserlichen am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620. Darauf folgten die Greuel der Gegenreformation, die hauptsächlich in der Gegend um Königgrätz herum wütete, wo die eifrigsten Anhänger der böhmischen Brüderkirche lebten. Was nicht dem Schwerte zum Opfer fiel oder über die Grenze nach Preußen floh, das wurde gezwungen, katholisch zu werden. Unter diesen Zurückgebliebenen und zum Katholizismus Gezwungenen blieben viele, die im Herzen dem Evangelium zugethan waren. Die heilige Schrift, die Gesangbücher und andre Erbauungsschriften, von denen die Brüderkirche eine reichliche Auswahl besaß, wurden den Leuten weggenommen und verbrannt. Der Jesuit Conias in Königgrätz erwähnte von der Kanzel: er selbst habe mit eigner Hand gegen 30 000 evangelische Bücher verbrannt. Doch gelang es auch, viele Bibeln und heilige Bücher vor den Häschern zu retten, und wir haben in unsrer Gemeinde solche Veteranen an Büchern, die eine ganz interessante Geschichte haben. Einige wurden in Brot gebacken, andre im Rauchfange geräuchert, andre in die Brunnen versenkt, andre in Kesseln unter der Wäsche gekocht u. s. w., so lange die Gefahr vorhanden war. Diese heiligen Bücher waren wahre Schätze der heimlichen Evangelischen, um die sie sich Nachts in Kellern, Wäldern und Schluchten scharten und sich an dem Worte des Lebens labten. Sie wurden von Geschlecht zu Geschlecht als Kleinodien vererbt.

So ging es, unter mancherlei Verfolgungen, bis auf Kaiser Josef II., der am 13. Oktober 1781 das bekannte Toleranzpatent erließ, welches den Staatsbürgern endlich eine beschränkte Gewissensfreiheit gewährte. Nun tauchten, wie die Pilze nach einem Regen, die heimlichen Evangelischen in Böhmen empor und bekannten sich zum Evangelium. Das geschah auch hier in der Umgegend von Königgrätz, wo ehedem die Brüderkirche blühte. Kaiser Josef II. hat aber in seiner Toleranz das Wiederaufleben der „böhmischen Brüderunität" ausdrücklich verboten, und den zum Evangelium Zurückkehrenden nur die Wahl zwischen der Augsburgischen und Helvetischen Konfession gelassen. Ein konfessionelles Bewußtsein gab es unter diesen Resten des alten Volkes, das so lange nur im Verborgenen sich halten mußte, natürlich nicht. Sie hatten ihren eignen Bibelglauben und einige alte Reminiscenzen an die Brüderunität. Als es nun bei der Meldung bei den damaligen Behörden darauf ankam, zu welcher von den zwei tolerirten Konfessionen sich diese Leute melden sollten, kamen dieselben in Verlegenheit, da sie weder die eine noch die andere näher kannten. Als sie nun gefragt wurden, zu welchem Glauben sie denn also eigentlich wollten, sprachen sie: „Wir wollen zum Glauben des Lammes." Das benutzten die Jesuiten, um ihnen den Schimpfnamen Lämmer und Böcke (böhmisch „berani") zu geben. So kam es, daß sich dann ein Teil zu der lutherischen, ein Teil zur reformirten Kirche einschreiben ließ. An manchen Orten entschied über die Konfession der sich Meldenden der in ihre Mitte gekommene Prediger, da von den Behörden namentlich aus Ungarn lutherische und reformirte Prediger nach Böhmen gerufen wurden. Ja, es sind Beispiele vorhanden, daß die kaiserlichen Beamten ganz eigenmächtig den einen dieser, den andern jener Konfession zuschrieben. Erst um das Jahr 1784 bildeten sich eigentliche evangelische Gemeinden.

So war es auch in Czernilow. Infolge der zahlreicheren Meldungen und weil unser Dorf, wo freilich die Katholiken in großer Mehrzahl wohnen, sehr groß und lang ist, wurden zwei Gemeinden, jede mit der entsprechenden Diaspora, gebildet, und zwar eine lutherische und eine reformirte, die hier in friedlichem Einvernehmen als Schwestergemeinden, eine (die lutherische) im Westen, die andre (die reformirte) im Osten der Gemeinde, bis heute neben einander bestehen. Die Glieder dieser beiden Gemeinden sind also in der That „die spärlichen Reste der alten Brüderkirche," wiewohl sie gegenwärtig teilweise zur lutherischen, teilweise zur reformirten Kirche gehören, eine gemeinschaftliche Kirchenverfassung und einen gemeinsamen Oberkirchenrat haben.

In den letzten Jahren hat zwar die Herrnhuter Brüderunität auch in Oesterreich staatliche Anerkennung erlangt und auch in Böhmen etwa drei bis vier Gemeinden gegründet; aber der Zuspruch ist weder

von den Evangelischen noch von den Katholiken zu den Herrnhuter Brüdern bedeutend, denn die alte böhmische Brüderunität gehört heute nur mehr der Geschichte an, und die jetzige Herrnhuter Brüderunität ist nicht mehr dasselbe, was sie ehedem auf böhmischem und mährischem Boden gewesen. Die Evangelischen bleiben hinfort bei ihren Konfessionen, der lutherischen und reformirten, wiewohl sie auch die Herrnhuter Brüder mit Liebe umfassen und ihnen einen möglichst gesegneten Erfolg in Böhmen wünschen, damit einmal das ganze Land, dessen Geschichte mit Märtyrerblut geschrieben ist, wieder evangelisch werde. Doch ist diese Zeit leider noch sehr ferne; denn Böhmen ist gerade in das andre Extrem geraten. Heute ist es ein finsteres Land, ein Reich, das, wie der Heiland sagt, mit ihm selbst uneins ist, in religiöser und nationaler Hinsicht zerzankt und zerrissen. Und dies alles hat Rom auf dem Gewissen, das je weiter, desto stolzer und herrischer sein noch vor Kurzem gedemütigtes Haupt wieder erhebt und nicht nur die verlorenen Posten, sondern auch neue Positionen gewinnen will und auch gewinnen wird, wenn der Herr, der ja noch fest im Regimente sitzt, nicht zur rechten Zeit sein mächtiges „Halt! Bis hierher und nicht weiter!" zuruft. Wir Evangelischen fühlen es hier immer deutlicher, daß uns aufs neue schwere Kämpfe bevorstehen, in denen uns der Herr stählen wolle, damit wir halten das, was wir haben, und niemand unsre Krone nehme.

Ich bin nun seit 27 Jahren Pfarrer der hiesigen reformirten Gemeinde. In meine Amtsperiode fiel schon so manche schwere und große Arbeit, Errichtung von Friedhöfen in der Diaspora, Schul-, Pfarr- und Kirchenbau; denn die Vorfahren konnten nach Erlaß des Toleranzpatentes nur notdürftige Räumlichkeiten aus Holz bauen, die mit der Zeit solideren Bauten weichen mußten, als der Zahn der Zeit sie zernagt hatte. Das waren alles schwere Aufgaben für eine arme Gemeinde. Es ging nicht ohne Schulden, deren 2000 fl. vom jüngsten Kirchenbau noch immer auf uns lasten. Gegenwärtig ist es die notwendig gewordene Schulerweiterung, die uns so viel Sorge macht. Wir sind Gottlob so weit, daß wir etwa die Hälfte der notwendigen Baukosten beisammen haben, und so gedenken wir, nachdem wir bereits die notwendigsten Vorbereitungen zum Baue gemacht, mit Gottes Hilfe, wenn nicht noch irgend ein Hindernis dazwischen kommt, am 16. l. M. (Juni) mit dem Baue zu beginnen. Wir müssen es nur im Glauben wagen, daß der treue Kinderfreund und gute Hirte seiner Schafe auch unsern lieben Kindern seine Verheißung erfüllen wird: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist euers Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben." Wir haben gegenwärtig in dem räumlich ganz ungenügenden Schulzimmer 135 Kinder. Die neuen Schulgesetze und die Schulbehörden haben schon vielen evangelischen Schulen in Böhmen das Grab gegraben — so lange wir nur immerhin können, wollen wir unsre liebe Schule halten, damit sie nicht auch zu den Toten gelegt werde.

Die hiesige lutherische Schwestergemeinde, deren Pfarrer Herr Senior Karl von Läny ist, ist, was Zahl und Verhältnisse anbelangt, der reformirten ziemlich gleich. Ihre Schule hat etwa 70 Schüler. Eine Vereinigung der Schulen ist nicht leicht durchzuführen, weil die räumliche Entfernung beider Schulen von einander dies nicht zuläßt.

Von der Heidenmission

(Missionsliteratur) Warneck, Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 3. Auflage. C. Bertelsmann in Gütersloh. 2 Mk. — Die erste Auflage dieses Buches erschien im Anfange dieses Jahres, jetzt ist bereits eine dritte nötig geworden; dieser Umstand zeigt deutlich, daß ein dringendes Bedürfnis nach einem solchen Hilfsmittel im Unterrichte vorhanden war. Daß demselben von so sachkundiger Seite abgeholfen worden ist, begrüßen wir mit besondrer Freude. Man spürt fast auf jeder Seite, wie der Verfasser aus dem Vollen schöpft. Das Buch wird jeden Lehrer in den Stand setzen, der Heidenmission im Unterricht die Stelle zu geben, welche sie verdient. Es ist in gleicher Weise für die Volksschule wie für die höhere Schule und den Konfirmandenunterricht berechnet und wird, dessen sind wir sicher, nicht wenig dazu beitragen, Missionskenntnis in unserm Volke zu verbreiten. Der Inhalt zerfällt in folgende neun Kapitel: 1. Einleitung. 2. Grundgedanken: Was ist die Mission, warum und wie treiben wir sie? 3. Die Mission in der biblischen Geschichte. 4. Ein Gang durch die Apostelgeschichte. 5. Kurzer Abriß der Missionsgeschichte. 6. Die Mission im Katechismusunterrichte. 7. Die Mission im geographischen Unterrichte. 8. Die deutschen Kolonien. 9. Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan?

Warneck, Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. Heft 75 und 76 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Gebr. Henninger, Heilbronn, 1885. 2 Mk. — In der Zeit, als die Wogen der Kolonialbegeisterung am höchsten gingen, hat der bekannte Verfasser seine Stimme in dieser Schrift für die evangelische Mission erhoben. Einen warmen Hauch der Begeisterung für die neue Aera des politischen Lebens, wie auch der Missionsthätigkeit unsers Volkes fühlt man beim Lesen. Aber der Verfasser ist weit entfernt von jenem Rausch der Begeisterung, wie er sich vor kurzem auch vieler Missionsfreunde beim Gedanken an die deutschen Kolonien bemächtigt hatte. Gerade die vorliegende Schrift hat manchen kalten Wasserstrahl in das Strohfeuer des neuesten Missionsenthusiasmus gesendet. Schon die Erfahrung der wenigen Jahre seither hat gelehrt, wie notwendig und heilsam das war. Während darum im Anfang einige Stimmen sich erhoben, welche die von Warneck hier eingenommene Stellung zur Kolonialmission bekämpften, ist man immer mehr seiner nüchternen Anschauung beigetreten. Eben darum empfehlen wir die Schrift auch heute noch. Wer sich ein Urteil über die Frage der augenblicklich viel besprochenen Kolonialmission bilden will, wird es auf Grund dieser Schrift am besten können. Da sie für einen weiten Leserkreis bestimmt ist, kann sie zugleich dazu dienen, mit Deutschlands bisherigen Missionsleistungen bekannt zu machen, wovon ein besondres Kapitel handelt. Die Hauptaufgabe aber, welche der Verfasser sich gestellt hat, ist die, gegenüber dem Rechte an die Eingebornen unsrer Kolonien auch unsre Pflichten gegen dieselben zu betonen und darauf hinzuweisen, wie der Kolonisirung der heidnischen Länder am besten durch ihre Christianisirung gedient wird. Den Schluß machen Bitten an die deutsche Kolonialregierung und den deutschen Großhandel, welche leider bisher nur zum Teil erfüllt worden sind, sowie eine zeitgemäße Frage an den christlichen Adel deutscher Nation, speziell den Johanniterorden, deren bereitwilliger Antwort ebenfalls noch alle Tage entgegen gesehen wird.

Plath, Prof. Lic., Deutsche Kolonialmission. Ein Vortrag. Berlin, 1887, Verlag der Goßnerschen Mission. 50 Pf. — Dieser Vortrag, welcher in seinem ersten Teile ausführlich von den Kolonialbestrebungen des Großen Kurfürsten handelt, weist auf einen interessanten Unterschied in der damaligen und heutigen Kolonialfrage, wie sie von deutscher Seite gelöst wird, hin. Damals war von einer Mission in den besetzten Heidenländern Afrikas nicht die Rede, während in unsern Tagen nicht bloß unsre kirchlichen Kreise, sondern auch die staatlichen Organe von Anfang an über die Notwendigkeit einer christlichen Mission in den deutschen Kolonien einig gewesen sind. Daß diese Forderung nicht umsonst erhoben worden ist, bezeugt der Umstand, daß jetzt fast alle Teile Afrikas und Polynesiens, welche unter deutscher Flagge stehen, auch mit deutschen Missionaren besetzt sind. Der Vortrag giebt eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand derselben. Die Freude des Verfassers über diesen Umstand teilen wir. Weniger einverstanden aber sind wir mit der in dem Vortrage zutage tretenden Polemik, welche sich hauptsächlich gegen die Majorität der bekannten Bremer Missionskonferenz richtet. Dieselbe warnte seiner Zeit vor einer Vermengung von Politik und Mission und widerriet namentlich die Gründung von neuen Missionsanstalten in Deutschland, wodurch unsre Missionskräfte nur noch mehr zersplittert würden. In der That hat man seither auf jene mahnenden Stimmen nicht genug gehört, und auch der vorliegende Vortrag scheint uns darauf auszugehen, sie zurückzudrängen. Die Zeit wird ohne Zweifel lehren, wie begründet jene Mahnungen waren. Das dürftige Dasein, welches die Berliner Ostafrikanische Mission bis zu dem Zeitpunkte fristete, wo sie sich von den Umarmungen der Politik freier gemacht hat, beweist dies schon. Ob aber alle jetzt im evangelischen Deutschland bestehenden Missionsgesellschaften auf die Dauer lebenskräftig sind, wird erst eine fernere Zukunft entscheiden. Wir wünschen es von Herzen. P

(Missionsschiff) Am 11. Juni d. J. ging der Dampfer Zanzibar von Hamburg nach Ostafrika, dessen Abreise vielen Missionsfreunden aus der Nähe und Ferne Gelegenheit zu einem herzbewegenden Abschiede gab. Inspektor Büttner von der Berliner Ostafrikanischen Missionsgesellschaft hatte Schwester Marie, die erste Diakonissin für Ostafrika, an das Schiff begleitet. Mit ihr trat zugleich Fräulein Zeller, die Braut des in Jimba stationirten bairischen Missionars Bach, die Reise an. Pfarrer Ittameier, der Vorsitzende der neuen bairischen Mission für Ostafrika, gab ihr bis Hamburg das Geleite. Endlich war noch Missionsinspektor Stursberg von der Neukirchener Mission, welche im Witulande arbeiten wird, gekommen, weil der Neukirchener Missionar Weber mit seiner Frau von Suez aus dasselbe Schiff bis Zanzibar benutzen soll. So gab die Abfahrt dieses in seltener Weise der Mission dienenden Schiffes einmal Gelegenheit zu einem brüderlichen Zusammentreffen der Vertreter von den drei in Ostafrika wirkenden deutschen Missionsgesellschaften. Möge die Einmütigkeit dieser Missionsvertreter in der Heimat von guter Vorbedeutung für das Zusammenwirken der deutschen evangelischen Missionsarbeiter in Ostafrika sein. P

(Ein Missionsverein für Kamerun) Die Uebernahme der von den englischen Baptisten begründeten Missionsstation Viktoria in Kamerun hat der Baseler Mission nicht bloß eine schwere Kaufsumme (52000 Mk.) gekostet, sondern wird auch fortgehend sehr beträchtliche Geldmittel fordern. Die jährlichen Kosten für die Weiterführung des Werkes sind auf 40000 Mk. veranschlagt. Da nun seiner Zeit der deutsche Patriotismus hauptsächlich die Baseler veranlaßt hat, diese neue Station zu ihren alten Missionsgebieten hinzuzunehmen, war es eine Ehrenpflicht der deutschen Freunde der Baseler Gesellschaft, für die neuentstandene Mehrausgabe aufzukommen. Aus Süddeutschland, besonders aus Württemberg, flossen bisher schon die reichlichsten Gaben für die Baseler Mission. Neuerdings ist von dort aus auch der erste Schritt geschehen, um die Kamerun-Mission ganz mit deutschen Beiträgen zu erhalten. In Stuttgart ist nämlich auf Anregung des Landgerichtsrats Nestle vor kurzem ein besondrer Verein für die Baseler Mission in Kamerun entstanden, welcher viele Sympathien gefunden hat. P

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig